Doch wird niemand gezwungen, an dem Gottesdienst teilzunehmen, und das ist gut.

Die Leitung dieser mit allen Errungenschaften der ärztlichen Wissenschaft und der modernen Technik ausgestatteten Anstalt liegt in den Händen des Herrn Hofrats Dr. Credé, des bisherigen Leiters des Carolahauses. Er steht auch der chirurgischen Abteilung vor. Die Abteilung für innere Krankheiten leitet Herr Medizinalrat Dr. Schmalz, die für Augenleidende Herr Oberarzt Dr. Becker. Die Herren werden gewiß dafür sorgen, daß der Ruf der Anstalt gut wird und bleibt, auch in Bezug auf die Behandlung.

So ist hier mit einem Aufwande von ca. 5—6 Millionen ein Werk geschaffen worden, das auch wir freudig begrüßen. Für solche sozialwertvollen und im Interesse der Volksgesundheit liegenden Zwecke ist nichts zu kostspielig. Und gerade die Arbeiter sind es in erster Linie, wie die Minderbemittelten überhaupt, denen diese neue Stätte der Volkswohlfahrt zu gute kommen wird. Die Besser-Situierten suchen meistens Privatkliniken auf. Beim Bestehen einer solchen Krankenanstalt wird wohl bald mit dem Vorurteil aufgeräumt werden, das in manchen Kreisen ganz unangebrachterweise noch gegen die Krankenhausbehandlung besteht. Es ist ohne weiteres klar: eine derartig zweckmäßige und aussichtsreiche Behandlung kann der Proletarier zu Hause nicht haben. In einer derartig eingerichteten Anstalt ist die Gewähr einer Gesundung viel eher gegeben wie in den manchmal elenden Wohnungen mit der ungenügenden Verpflegung und den Sorgen, mit der Unruhe und dem Fehlen des Widerstandes gegen die oft schädlichen Wünsche des Kranken. Der Ausspruch, den ich bei Besichtigung von manchem der Mitbesucher hörte: „Da möchte man ja wirklich auch einmal krank werden", ist ja etwas skeptisch aufzunehmen, aber wenn man ihn dahin modifiziert: „Wenn ich krank werden sollte, dann möchte ich in dieser Anstalt gesund gemacht werden," ist er wohl angebracht.

Das neue städtische Krankenhaus beweist, daß doch in der Menschheit immer humanere, aufgeklärtere Ansichten platzgreifen. Der finstere Wahn des Mittelalters, daß Krankheit eine von Gott gesandte Strafe sei, versinkt mehr und mehr und macht der Aufklärung und der wissenschaftlichen Beurteilung und damit der Humanität Platz. m.

Politische Uebersicht.

Es wird weiter getötet!

Ueber den neuesten Duellmord zu Jena werden folgende Einzelheiten mitgeteilt:

In der Silvesternacht früh zwischen 5 und 6 Uhr kamen der Leutnant Thieme mit einem anderen Leutnant, beide in Zivil, mit einem Mädchen und einem Uniform tragenden Fähnrich die Johannisgasse herauf, als ihnen vom Markt her, wo die Germanenkneipe ist, der stud. chem. Held mit anderen Studenten entgegenkamen. Offiziere wie Studenten sollen, wie dies nach der bis zum Morgen durchzechten Nacht begreiflich ist, bekneipt gewesen und sich nicht genügend ausgewichen sein, so daß sie einander stießen. Dabei soll Leutnant Thieme dem ihm gegenüberstehenden stud. Held zugerufen haben „wissen Sie nicht, wen Sie vor sich haben? ich bin der Leutnant Thieme vom 31. Regiment", worauf Held mit den Worten „ach was da" dem Thieme eine Ohrfeige gab. Dieser nur aus der Trunkenheit beider Teile erklärliche Hergang gab den Anlaß, daß zwei Menschenleben aufs Spiel gesetzt wurden und eines zum Opfer fiel. Nachdem im Ehrengericht ein von studentischer Seite gemachter Versuch, die Sache durch ein Duell auf schwere Säbel auszutragen, von **Seiten der Offiziere abgelehnt** worden war, wurde ein **Duell auf gezogene Pistolen** bei zehn Schritten Distanz und mit fünfmaligem Kugelwechsel vereinbart. Es ist dies um so mehr zu verwundern, als Thieme als bester Pistolenschütze des Bataillons bekannt war und bei so scharfen Bedingungen der Ausgang kaum zweifelhaft sein konnte. So erhielt denn im dritten Gang Held, der links schoß, einen kunstgerechten Blattschuß; die Kugel schlug unterhalb der linken Achselhöhle in die Brust, zerriß die großen Herzgefäße und ging an der rechten Seite des Körpers heraus; der Getroffene stürzte im Feuer zusammen, ein Blutstrom drang aus dem Mund und nachdem er noch einmal die Augen aufgeschlagen, war er tot. Auch seine Kugel hatte getroffen, und zwar den Hals Thiemes dicht an der großen Halsschlagader; hätte er diese zerrissen, so hätte der Unfug ein zweites Opfer gefordert.

Nach anderen Mitteilungen hatte in der Silvesternacht nach altem Brauch eine Kneipe der drei Jenenser Burschenschaften auf dem Burgkeller stattgefunden. Daran schloß sich gegen Mitternacht ein Umzug durch die Stadt, der schließlich auf den Markt einbog, wo Schlag 12 Uhr ein Scheiterhaufen aufflammte und die Studenten unter den Klängen der Silvesterglocken und des Gaudeamus igitur um das Feuer tanzten. Dann ging der Zug wieder in das Kneiplokal zurück, wo der Kommers fortgesetzt wurde. Auf dem Heimwege von diesem Gelage stieß Held, Mitglied der Burschenschaft Germania, mit Offizieren zusammen.

Held stammt aus Halle, wo sein Vater als Eisenbahnsekretär im Ruhestand lebt. Leutnant Thieme ist erst seit einigen Monaten Offizier, steht also noch in rechtjugendlichem Alter.

Das ist der Fall Blaskowitz in neuer Auflage! Das Opfer ist diesmal kein Offizier, sondern ein Student, aber er fiel als Opfer jener Ehrbegriffe der Offizierskaste, die als Ueberbleibsel des Mittelalters in unsere moderne Zeit hineinragen, und mit jedem Tage in immer schärferen Gegensatz zu den modernen Anschauungen und dem Volksempfinden geraten. Das Offizierkorps ist die Hochburg des Duells — das zeigt sich besonders kraß an diesem Falle, wo der Versuch, anstatt durch die tödliche Pistole, durch den etwas ungefährlicheren Säbel „die Ehre wieder herzustellen" an der Weigerung der Offiziere scheiterte! Beim Offizierkorps muß der Hebel angesetzt werden, wenn die blutige Unsitte ausgerottet werden soll. Aber solange kaiserliche Allerhöchste Kabinettsordres bestehen, die das Duell nicht bloß zulassen, sondern aus denen auch hervorgeht, daß unter Umständen das Duell durch die Standessitte geboten sei, solange dann das Verbrechen des Mordes, sofern er unter Beobachtung des Duellkodex verübt wurde, mit kurzer, südeler Festungshaft „gesühnt" wird — so lange wird das Duell freilich nicht ausgerottet werden.

Die herrschenden Gewalten mögen indes eins bedenken: So gleichgültig es schließlich dem Proletariat sein kann, wenn die Angehörigen der „besseren Stände" einander „nobel" umbringen, so muß doch die Beobachtung der privilegierten Ausnahmestellung, die dem Verbrechen dieser „besseren Stände", dem Duellverbrechen, und die besondere Pflege dieses Verbrechens auch in Kreisen, die besonders zur Beobachtung der Gesetze verpflichtet wären — wir meinen Staatsanwälte und Richter — eingeräumt ist, das Vertrauen des Volkes in die moralische Gerechtigkeit furchtbar erschüttern, soweit es noch besteht. Und soweit es nicht mehr besteht, giebt das Duell dem Haß auf den „Klassenstaat" ständig neue Nahrung!

Uebrigens liefert gleichzeitig unser Nachbarland Oesterreich auch einen sehr bezeichnenden Beitrag zu dem Thema: Duell und Offizierkorps.

Die Wiener Allg. Zeitung berichtet einen kaum glaublichen Vorfall, der sich nach der Versicherung des Blattes jüngst in Wien zugetragen hat: Ein junger Mann aus einer angesehenen Wiener industriellen Familie erfuhr, daß seine junge Frau mit einem anderen Manne ein intimes Verhältnis angeknüpft habe. Er trennte sich von der Gattin und klagte gegen deren Geliebten, der auch wegen Ehebruchs verurteilt wurde. Bald danach starb der betrogene Gatte an einer Lungenentzündung, während seine Frau den Verführer heiratete. Vorher hatte aber der Verführer — nachdem er erfahren, daß der frühere Gatte seiner nunmehrigen Frau Leutnant in der Reserve des 5. Landwehr-Ulanenregiments sei — gegen diesen beim Offiziers-Ehrenrat die Anzeige erstattet (!), in der er ausführte: Er, der Anzeiger, habe die Frau des Herrn Soundso verführt, und dieser Herr habe ihn dafür nicht einmal zum Duell gefordert. Der Offiziers-Ehrenrat nahm die Anzeige des ehebrecherischen Verführers keineswegs ab, sondern trat in die Verhandlung des Falles ein. Indessen, während der Offiziers-Ehrenrat den Fall in Erörterung zog, war der Unglückliche geworden und begraben. Das Regiment wurde von dem Todesfalle unterrichtet, doch der Offiziers-Ehrenrat fuhr fort, noch über das Grab hinaus zu untersuchen, und da er zu dem Resultat kam, der Verstorbene habe sich gegen die Standesehre versündigt, erklärte er den Verstorbenen seiner Offizierscharge für verlustig. Die Sache ist damit noch nicht zu Ende. Eines Tages erhielt der Bruder des Verstorbenen, selbst Leutnant, vom Offiziers-Ehrenrat die Mitteilung, der Verstorbene sei seiner Offizierscharge entkleidet worden und zugleich den Befehl, das Offizierspatent des Toten zurückzuliefern. Auf das Tiefste erschüttert, erwiderte der Bruder, er habe keine „Befehle" zu empfangen und weigerte sich, das Offizierspatent des Toten auszuliefern. Er eilte dann zu einer der höchsten Militärbehörden, um dort den Fall vorzubringen. Der General, der ihn dort anhörte, bezeichnete entrüstet die Zuschrift des Offiziers-Ehrenrats als einen Akt unglaublichster bureaukratischer Roheit. Er redete dem schwer Gekränkten Trost zu, versicherte ihn, daß kein Befehl ihn veranlassen solle, jenes Ehrendokument des Verstorbenen auszuliefern. Aber er stellte die Frage, ob der Betroffene nicht etwa geneigt wäre, ihm, dem General, jenes Offizierspatent auf gütliches Ersuchen dennoch auszufolgen. (!) Auch dieses Ansuchen wurde abgelehnt. Heute steht die Angelegenheit so, daß der hinterbliebene Bruder seine eigene Offizierscharge niederlegen will und alle hierzu erforderlichen Schritte bereits eingeleitet hat.

Hahnebüchener ist der skandalöse Unsinn des Duellunfugs wohl kaum jemals zu Tage getreten!

Die „angebliche", dementierte Duellrede des Kaisers.

Die Welt am Montag bringt zu der Angelegenheit der Potsdamer Zeitung, deren Redakteur sich bekanntlich wegen der Veröffentlichung der Rede eine Anklage zugezogen hat, eine Mitteilung, die sehr geeignet, die offiziösen Dementis von Kaiserreden und kaiserlichen Aussprüchen als völlig wertlos zu erweisen, soweit das nicht schon durch die Enthüllung des Genossen Singer über das Wort: Minimaltarif ist Unsinn; Bülow ist derselben Meinung! geschehen ist. Die Welt am Montag teilt nämlich mit, daß der Gewährsmann der P. Ztg. für die Duellrede existiert. Es soll ein höherer Beamter sein, dessen Sohn Reserveleutnant beim 1. Garderegiment zu Fuß ist. Der Name des Herrn, der in Potsdam eine ziemlich angesehene gesellschaftliche Stellung einnimmt, dürfte, da alle Welt ihn im Zusammenhang mit dieser sensationellen Angelegenheit nennt, mittlerweile auch zur Kenntnis der Zivil- und Militärbehörden gelangt sein. **Man ist übrigens in Potsdam fest davon überzeugt, daß der Kaiser wenigstens eine ähnlich lautende Ansprache über die Duellfrage gehalten habe,** wenn auch in Bezug auf das von der P. Ztg. angegebene Beiwerk dem Blatte einiges Unzutreffende möge gemeldet worden sein . . .

. . . . . Gegen den Redakteur Herrn Groll ist ein Vorverfahren wegen formaler Beleidigung der beiden Leutnants im Gange, von denen in dem Berichte gesagt wurde, der Kaiser habe sie als junge Leute bezeichnet, die noch nicht trocken hinter den Ohren seien. Der Umstand, daß ein anderes Verfahren nicht eingeleitet wurde, giebt manches zu denken. Jedenfalls ist es begreiflich, daß, wie die Dinge nun einmal liegen, man in Potsdam überzeugt ist, der Kaiser habe in jüngster Zeit Offizieren gegenüber zur Duell-Frage wenigstens Aeußerungen gethan, die eine gewisse Aehnlichkeit mit denjenigen haben, welche wiedergegeben wurden. Läge der Meldung nicht ein unbestreitbarer Thatbestand zu Grunde, so würde nicht wiederholt ein höherer Beamter der politischen Polizei von Berlin nach Potsdam gefahren sein, um dortselbst Nachforschungen nach dem Gewährsmann der Potsdamer Zeitung anzustellen.

Der Prozeß gegen Herrn Groll kann unter diesen Umständen sehr interessant werden!

Das Christentum unter militärischem Maulkorb.

So ungefähr hätte man passend den Bericht über die Militärgerichtsverhandlung gegen den Divisionspfarrer Dr. Kühn überschreiben können, die wir am Sonnabend brachten. Herr Dr. Kühn ist allerdings freigesprochen worden und das ist das mindeste, was er verlangen konnte, aber seinen Rüffel, den er wegen seiner tapferen Predigt erhielt, den behält er! Der Herr Pfarrer hat in seiner Verteidigungsrede gesagt, er halte es für eine schwere Schädigung des Ansehens der Geistlichen, wenn sich im Volke die Anschauung breit machen würde, die „schwarzen Gendarmen" **dürften nur das reden, was den maßgebenden Kreisen und höheren Ständen gefalle!** Die Verhandlung wird schwerlich geeignet sein, diese Anschauung schmälern zu machen! Ein jeder Leser wird wohl den Eindruck gewonnen, daß der Superintendent Hempel-Dippoldiswalde recht hatte, wenn er sagte, die **Militärgeistlichen** müßten sich überhaupt hüten, **etwas zu sagen, das den Offizierskreisen unangenehm sei.**

Das ist ja auch ganz natürlich — denn etwas, das den Herrn Offizieren unangenehm ist, gefährdet natürlich die Disziplin. Man darf den gemeinen Soldaten niemals sagen, daß seine Vorgesetzten auch Sünder sind! Sie müssen als absolut Fleckenlose behandelt werden. Buße darf nur den gemeinen Soldaten gepredigt werden. Ist doch schon der jüngste Unteroffizier ein Stellvertreter Gottes.

Natürlich durfte bei diesem Prozesse der Ausschluß der Oeffentlichkeit nicht ganz fehlen. Die geheim gehaltene Begründung des Rüffels für Dr. Kühn wäre gewiß ganz interessant, aber man kann sie entbehren — die Verhandlung an sich sagt gerade genug.

Deutsches Reich.

Berlin, 7. Januar. Wie die Nationalztg. hört, werden im preußischen Staatshaushaltsetat nicht unerhebliche Summen für die Zwecke der Ansiedelungskommission eingestellt werden. — Die scharfe Antipolenpolitik soll also weiter verschärft werden. Nur ruhig — die Sache wird schon schief gehen.

— Mit Rücksicht auf die erhebliche Abnahme der Schweineschlachtungen infolge verminderter Zufuhr zu den Schlachthöfen, finden nach der Allg. Fleischerztg. im Reichsamt des Innern Erwägungen statt, die österreichische Grenze für die Einfuhr lebender Schweine zu öffnen. — Hoffentlich dauern die Erhebungen nicht gar zu lange und führen ihre Re-

---

„Seine Mutter, liebe Schwester, seine Mutter kommt nicht . . . Er erwartet sie . . . Das quält ihn so, den armen Kleinen."

„Man müßte sie schnell benachrichtig

„Mein Mann ist hingegangen. Ade. . .orn Sie, das ist eine schöne Madame. Man möchte glauben, sie fürchte sich, ihr Kleid im Hospital zu beschmutzen."

Plötzlich erhebt sie sich in aufwallendem Zorn: „Beine nicht, mein Junge," sagt sie zu Jack, gleich als ob sie zu ihrem kleinen Buben redete, „ich werde sie Dir suchen, Deine Mama."

Jack hat ihr Fortgehen wohl gehört, aber mit rauher Stimme und mit starr auf die Thür gehefteten Augen wiederholt er beständig: „Sie wird nicht kommen . . . sie wird nicht kommen . . ."

Die Schwester versucht, ihm einige Worte zu sagen: „Nun, liebes Kind, beruhigen Sie sich."

Darauf richtet er sich schrecklich und von förmlichem Wahnsinn ergriffen in die Höhe: „Ich sage Ihnen, sie wird nicht kommen wollen. Sie kennen sie nicht; sie ist eine schlechte Mutter. Alles Traurige in meinem Leben rührte von ihr her. Mein Herz ist eine einzige Wunde, von allen Schlägen, die sie ihm geschlagen. Als der andere sich nur krank stellte, ist sie sofort zu ihm geeilt und hat ihn nicht mehr verlassen wollen. Ich, ich sterbe, und sie kommt nicht. Oh böse, böse, schlechte Mutter! Sie hat mich getötet, und sie will mich nicht einmal sterben sehen!"

Erschöpft von dieser Anstrengung, läßt Jack sein Haupt auf das Kissen zurücksinken, und die Ordensschwester verharrt gebeugt bei ihm, um ihn zu trösten, zu beruhigen, während der rasche und düstere Wintertag zu Ende geht und traurig in einer gelblichen schneeschweren Abenddämmerung erlischt!

Charlotte und d'Argenton stiegen am Kai des Augustins aus dem Wagen. Sie kehrten von einem Volkskonzert zurück, in großer Toilette, Pelzwerk, hellen Handschuhen, Sammet und Spitzen. Sie strahlte. Denkt doch, daß sie sich soeben öffentlich mit ihrem Dichter gezeigt hatte, und zwar hübsch, wie sie heute war, gezeigt hatte, den Teint belebt von der schneidigen Kälte, eingenommt in jenen Winterluxus, in dem die Schönheit des Weibes den kostbaren, strahlenden Anblick eines von der weichen Watte des Schmuckkästchens beschützten Kleinodes annimmt. Eine große, kräftige, gewöhnliche Frau, die vor der Thür Wache stand, vertrat ihr den Weg: „Gnädige Frau, gnädige Frau, Sie müssen sogleich kommen."

„Frau Belisar," stammelte Charlotte erbleichend.

„Ihr Kind ist sehr krank. Es verlangt nach Ihnen. Kommen Sie."

„Ah so, aber das ist eine Zudringlichkeit," entgegnete d'Argenton. „Lassen Sie uns vorbei. Wenn jener Herr krank ist, werden wir ihm unseren Arzt schicken."

„Er hat Aerzte und mehr, als er bedarf, da er im Hospital ist!"

„Im Hospital!"

„Ja, augenblicklich ist er dort; aber nicht auf lange, das sage ich Ihnen im voraus. Wenn Sie ihn sehen wollen, müssen Sie sich beeilen."

„Komm', komm', Charlotte, das ist eine freche Lüge. Dahinter steckt irgend eine Verräterei," sagte der Dichter und versuchte, sie zur Treppe zu ziehen.

„Gnädige Frau, Ihr Kind liegt im Sterben. Oh, Herr des Himmels, daß es solche Mütter giebt!"

Charlotte hielt sich nicht mehr: „Führen Sie mich," sagte sie.

Und die beiden Frauen eilten hastig den Kai entlang und ließen d'Argenton erstaunt und wütend zurück, der sein überzeugt war, sein Feind spiele ihm da einen neuen Streich.

Im Augenblick, als die Brotausträgerin das Hospital verlassen hatte, traten dort eilig und unruhig zwei Personen in den Lärm der sich mählich zurückziehenden Menge: ein junges Mädchen und ein Greis. „Wo ist er? wo ist er?"

Ein göttliches Antlitz beugte sich über Jacks Bett: „Jack, ich bin es, ich, Cäcilie."

Sie ist es, ja wohl, sie ist es. Es ist ihr reines, durch die Nachtwachen und Thränen gebleichtes Gesicht; und diese Hand, die er in der seinen hält, ist jene kleine, gepflegte Hand, die ihm einst so viel Gutes zugefügt und ihm, doch auch ein wenig mit dahin getrieben hat, wo er ist; denn das Schicksal hat zuweilen die Grausamkeit, uns von fern her durch die Reihen, durch die Tenerien zu schlagen. Der Kranke öffnet und schließt die Augen, um sich zu überzeugen, daß er nicht träumt. Cäcilie ist immer da. Er hört ihre goldene Stimme. Sie spricht zu ihm, sie bittet ihn um Verzeihung, sie erklärt ihm, weshalb sie ihm so viel Kummer verursacht habe. Ach, wenn sie hätte ahnen können, wie ähnlich ihre Schicksale waren! Je mehr sie sprach, um so tiefer senkte sich die Ruhe in Jacks Herz und verdrängte den Zorn, die Bitterkeit, das Leiden.

„Also lieben Sie mich wirklich noch immer?"

„Ich habe stets nur Sie geliebt, Jack. Ich werde stets nur Sie lieben."

Gestützt in dem gewöhnlichen Alkoven, der schon so manches klägliche Sterben gesehen hatte, nahm dies Wort „Lieben" eine aufregewöhnliche Weichheit an, gleich als ob eine verirrte Taube sich mit ängstlichem Flügelschlagen in die Falten dieser Bettvorhänge des Hospitals geflüchtet hätte.

„Wie lieb es von Ihnen ist, daß Sie gekommen sind, Cäcilie! Jetzt klage ich nicht mehr. Jetzt, hier, bei Ihnen, wieder ausgesöhnt mit Ihnen, schreckt mich das Sterben nicht mehr."

„Sterben! Wer spricht von Sterben?" sagte Pater Rivals mit seiner stärksten Stimme. „Fürchte Dich nicht, mein Junge, wir werden Dich herausreißen. Du siehst schon ganz anders aus, als bei unserer Ankunft."

Seit einem Augenblick war er in der That verwandelt durch jenes Aufleben der Flamme, durch jenes Leuchten des Unterganges, das jedes hinabsinkende Dasein oder Gemüt rings um sich her in einer letzten und prachtigen Anstrengung verbreitet. Er hielt Cäcilies Hand gegen seine Wange gedrückt, ruhte liebend darauf aus und flüsterte ganz leise: „Alles, was mir im Leben fehlte, haben Sie mir gegeben. Sie würden mir Alles gewesen sein: meine Freundin, meine Schwester, mein Weib, meine Mutter."

Aber seine Erregung wich bald einer trägen Stumpfheit, seine fieberhafte Röte manchem ohnmächtigen Erblassen. Alle Verheerungen des Leidens gruben sich aus seinen von den Beschwerden eines pfeifenden Atems zusammengekniffenen